

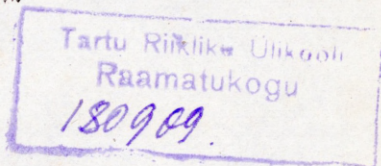


Geographische Fragen

aus

der Vorzeit

von



Dr. R. C. von Baer.

(Abdruck aus dem „Ausland“ 1874 Nr. 33—35.)

pf-is
xiii 9 149ⁿ
1874a



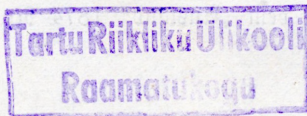
Dorpat

W. Gläfers Verlag

1874.

Von der Censur gestattet. Dorpat, den 2. October 1874.

Est. A



20071

Druck von W. Gläser in Dorpat 1874.

Unter dem Titel „Historische Fragen mit Hülfe der Naturwissenschaften beantwortet“, habe ich das dritte Bändchen meiner „Reden und Abhandlungen“ herausgegeben, das vorherrschend einige geographische Fragen behandelt. Nur weil ich zuvörderst berichte, daß S. H. Voss in seinen mythologischen Briefen, besonders in der ersten Auflage, die Sage der Griechen über den Schwanengesang ausführlich behandelt, ohne auf die Zoologen seiner Zeit Rücksicht zu nehmen, und daß dieses Vorgehen von Voss mir die Ueberzeugung erweckt hat, man müsse in historischen Fragen, wenn sie naturhistorische Gegenstände berühren, immer auch die Naturforschung zu Rathe ziehen, und weil ich in Folge dieser Anregung auch über den Schwanengesang einiges sage, was ich keineswegs für neu ausbebe, hat dieses Bändchen den Namen „historische Fragen“ erhalten. Im Uebrigen sind es nur Stoffe aus der Geschichte der Geographie, die ich bespreche, und wo ich glaube Neues sagen zu können.

Dieses Bändchen ist von einem Hrn. Kr. in dem „Literarischen Centralblatt“ Nr. 9 d. J. sehr mißgünstig beurtheilt. Offenbar findet sich Hr. Kr. beleidigt durch die Zumuthung, bisherige Ueberzeugungen zu ändern. Ich habe aber gar nicht für Gräcologen geschrieben, zu denen Hr. Kr. wahrscheinlich gehört, sondern nur für Leser von allgemeiner Bildung, und habe deswegen allen griechischen Nimbus möglichst vermieden. So viel mir erinnerlich, kommen nur vier einzelne griechische Wörter, aber jedesmal mit Uebertragung ins Deutsche in diesen Abhandlungen vor und nur zwei hebräische Buchstaben. — Es sind Reiserfrüchte, die hier besprochen werden, wie ich ausdrücklich sage. Da man mich öffentlich aufgefordert hatte, über meine Reisen zu berichten, ich es aber überflüssig fand zu erzählen, wo ich schlechte und wo ich gute Wege, wo ich schlechte und wo ich gute Herbergen gefunden habe, wo ich im Schnee liegen blieb, oder im Sommer in der Steppe schmachtete, zog ich es vor, nur über die Veränderungen früherer Ueberzeugungen, die durch diese Reisen bewirkt waren, zu sprechen. So stehen denn freilich die Fragen über die Irrfahrten des Odysseus, über den Handelsweg der Skythen und über die Lage von Ophir neben einander, und diese Zusammenstellung hat das Selbstgefühl des Hrn. Kr. ohne Zweifel

verlegt. Hätte ich in ein Reisejournal eingeflochten, daß ein Besuch der Küsten des Schwarzen und des Asow'schen Meeres mir die gewöhnliche Deutung der Fahrten des Odysseus als unrichtig habe erscheinen lassen, daß die Kenntniß der Frucht des cultivirten Gläagnus und ihr Gebrauch in Asien, sowie einige Kenntniß der Steppe mir einen sicheren Fingerzeig über den alten Handelsweg der Skythen abzugeben schien, daß ein längerer Aufenthalt unter einem seefahrenden Volke, das lange Zeit ohne Karten und früher sogar ohne Compaß weite Seereisen ausgeführt hat, und daß diese Bekanntschaft mir die Ueberzeugung gegeben hat, auch die Phöniciere könnten weit gegangen sein, und daß die Monsunwinde lehren, es sei leichter von dem persischen Meerbusen nach Ceylon und Malacka zu kommen, als von den Cassiterischen Inseln an die Küste von Syrien, so würde das Aussprechen dieser Ueberzeugungen Niemanden verlegt haben. Ich sehe nur nicht ein, was man durch die Erzählung der kleinen Reiseabenteuer gewonnen hätte. Hr. Kr. ist aber so unwillig, daß er mir „leicht bewegliche Phantasie“ vorwirft, welche „oft zu den gewagtesten aber auch unhaltbarsten Combinationen führt,“ ohne diese Combinationen zu widerlegen oder auch nur anzuführen, und sogar über die Art, wie die Singeschwäne singen oder Concerte geben, sich verstimmt zeigt. Was die „leicht bewegliche Phantasie“ anlangt, so wollen wir über diese Anklage nicht streiten — hanc veniam damus petimusque vicissim — da ich vielmehr finde, daß diejenigen, welche den Odysseus durch die Straße von Gibraltar gehen lassen, ohne daß irgend ein Wink oder naturhistorischer Fingerzeig in den Gedichten Homers bis dahin führt, eine reiche Phantasie haben müssen, weil auf diese Weise die Insel der Kirke, welche sehr bestimmt als Wohnung (*oikia*) der Morgenröthe bezeichnet wird, sehr weit nach Westen zu liegen kommt. Aber auch wenn ich sage, daß der Besuch der Nordküste des Schwarzen Meeres und des Asow'schen mich überzeugt hat, daß der Dichter einen großen Theil der Fahrten des Odysseus hierher verlegt hat, und daß gerade die Schilderungen dieser Gegenden die einzigen in der Odyssee sind, für welche sich Localitäten wirklich nachweisen lassen, so scheint mir mehr Phantasie dazu zu gehören, wenn mein Recensent behauptet: die Fahrten des Odysseus ließen sich gar nicht localisiren. Was aber den Schwanengesang betrifft, so kann ich versichern, daß ich an der Art desselben ganz unschuldig bin. Ich bemerke nur, daß Hr. Kr. nicht Grund hatte zu glauben, ich hätte die Singeschwäne nur auf der Fahrt nach Astrachan gehört. Ich wollte nur zeigen, welchen Eindruck diese Töne machen, wenn die Schwäne auf ihren Zügen nach Norden sie unter besonders trüben Umständen namentlich im Anfange des Frühlings hervorbringen. Ich habe lange in Preußen gelebt, namentlich in der Nähe des Frischen Haffs; die Singeschwäne aber halten sich auf ihren Zügen in jedem

Frühjahre einige Zeit auf dem Kurischen und Frischen Haffe auf und lassen ihre Töne hören. Die Verstimmung des Hrn. Kr. wird wohl schon dadurch veranlaßt sein, daß ich die Kritik über den Schwanengesang, wie Voss sie ausführt, für ungenügend halte, weil er in der ersten Auflage seiner mythologischen Briefe die damalige naturhistorische Kenntniß von den Schwänen gar nicht berücksichtigte. Das ist natürlich ein crimen laesae majestatis; und ich habe nicht einmal erwähnt, daß Voss, nachdem er viele altgriechische Zeugnisse ohne Belehrung abgehört hat, hinzusetzt: „Ernesti erzählt beim Kallimachos, er habe einen Mann aus Asien gefragt, ob die Schwäne in seiner Heimath fängen; und der Mann habe versichert, sie fängen. Wir beide (nämlich Voss und sein Leser) hätten lieber die Vorfahren des Mannes abgehört.“ Er hat also immer noch nicht Altgriechen genug gehört, und daß er eine Aeußerung von Ernesti corrigirt, war ja natürlich. Mein Kritiker wirft mir auch vor, daß ich keine einzelne Aeußerung eines alten Griechen anführe. Da ich die mythologischen Briefe in beiden Auflagen vor mir hatte, wäre mir das nicht schwer geworden; aber ich konnte nicht wissen, welche Aeußerung Hr. Kr. wollte, und sprach nur überhaupt von der Sage des Schwanengesanges, die ja auch bei uns sprichwörtlich geworden ist, und dachte mir, wenn man nur berücksichtigt, daß die eine Art weitschallende Töne hervorbringt, die andere aber nicht, so werden wohl die widersprechenden Aussagen, die Voss gesammelt hat, sich dadurch erklären lassen.

Da Hr. Kr. die Gründe meiner Ueberzeugungen gewöhnlich nicht anführt und häufig nur Vordersätze aufnimmt, die Nachsätze aber wegläßt, so scheint es mir passend, die geographischen Fragen in einer geographischen Zeitschrift nochmals zu besprechen, mit der Versicherung, daß ich die Philologen und namentlich die Gräcologen weder zu belehren noch zu erzürnen wünsche. Die Prüfung meiner Gründe scheint mir für die Geographie, namentlich für die historische, nicht überflüssig, und historische Geographie ist doch eine wichtige Seite der Völkergeschichte. Es könnte vielleicht ein Kenner des Alterthums veranlaßt werden, die besprochenen Gegenden zu besuchen.

Die Erörterung des Schwanengesanges übergehe ich dabei vollständig, da das Richtige darüber jetzt allgemein bekannt ist und was ich von speciellen Beobachtungen darüber erzähle, nicht hierher gehört.

I. Localitäten in der Odyssee.

In Bezug auf die Irrfahrten des Odysseus habe ich nur zu sagen, daß die genaueren Schilderungen von Localitäten, wie sie im zehnten, elften und zwölften Buche vorkommen, durchaus auf das Schwarze Meer passen. In der Beschreibung der Kästrygonenbucht ist die Bucht von

Balaklava so genau geschildert, daß der Geolog Dubois de Montpereux sagt, wenn er die Bucht von Balaklava zu beschreiben hätte, er sie nicht besser beschreiben könnte, als mit den Worten Homers. Ich kann dasselbe sagen, nachdem ich diese Bucht zweimal besucht habe. Hr. Kr. meint zwar, Homer habe nicht nöthig gehabt, die Schilderung der Kästrygonenbucht einzig und allein von der Natur zu nehmen. „da er in der reich gegliederten Küste seines Vaterlandes genug Nahrung fand“; allein ich fordere Hr. Kr. auf, eine solche Bucht an der Küste Griechenlands oder Kleinasiens aufzufinden, in welche gar keine Welle eindringt. Dazu gehören ganz eigenthümliche Verhältnisse, wie sie eben in der Bucht von Balaklava vorkommen, für welche ich ein authentisches Kärtchen mittheile, nebst ein paar anderen, die das Unpassende von einigen früheren Deutungen nachweisen.

Damit nämlich in ein offenes Becken, das fähig ist, eine Anzahl von Schiffen aufzunehmen und in Communication mit dem Meere steht, gar keine Welle, weder groß noch klein, eindringe, muß diese Communication sehr eng und stark gewunden sein; sie muß überdies, um zu Homers Schilderung zu passen, ein Gebirge durchbrechen und in eine Ebene auslaufen, muß aber zwischen dem Becken und dem Gebirge Raum für eine Stadt lassen, welche man von der See aus nicht erblicken kann, was alles in Balaklava sich findet. — Mein Kritiker sagt: Auf welchem naiven Standpunkt der Verfasser steht, zeigt folgender Satz: „Nie stieg in diesem Hafen eine Welle empor, weder groß noch klein, sagt der Dichter hinzu, der ihn also sehr gut kannte.“ Nun frage ich alle Geographen, ob sie es nicht höchst naiv finden, daß ein Mann ohne alle geographische Kenntniß den Verein der genannten Verhältnisse für sehr häufig hält? Mir ist es wahrscheinlicher, daß er sich nirgends wiederfindet, wenigstens nicht in den Gegenden, die Odysseus erreichen konnte.

Aus der Kästrygonenbucht kommt Odysseus in die Wohnung der Kirke, welche in einer Gegend liegt, die schön bewaldet ist und große Hirsche ernährt. Kirke ist, wie ich es dem Homer nachspreche, „eine leibliche Schwester des hartgesinnten Aeetes“, Königs von Kolchis. Da ihr Aufenthalt, obgleich eine Insel genannt, wie alle Länder, mit Ausnahme von Libyen, in der Odyssee Inseln sind, gerade so geschildert wird, wie Kolchis d. h. Mingrelien beschaffen ist, so kann ich auch ihren Sitz nur im Schwarzen Meere finden. Wenn ihr Wohnsitz nach der gewöhnlichen Annahme sehr weit im Westen in der Nähe von Gibraltar gewesen wäre, so ließe sich wenigstens erwarten, daß die Sage eine Veranlassung erzählen würde, die die „Ringellockige“ so weit versetzt hat. Man scheint bei dieser Versetzung nicht zu bedenken, daß die Insel der Kirke die Wohnung der „rosenfingrigen Morgenröthe“ war. Wenn ich

an einer anderen Stelle, um die Differenz dieser Localitäten anschaulich zu machen, bemerke, daß sie eine „mingrelische Prinzessin, wie wir jetzt sagen würden“, war, so benutzte Hr. Kr. die beiden ersten Wörter mit Weglassung der fünf folgenden, um seine Leser glauben zu machen, daß ich die homerischen Helden und Heldinnen mit prinzlichen Titeln ver-
sehe. Eine billig erkaufte Malice!

Ich berufe mich ferner darauf, daß Odysseus von der Insel der Kirke aus, und zwar in kurzer, ja, viel zu kurzer Fahrt das Land der Kimmerier erreicht, welche nach allen historischen Nachrichten zu beiden Seiten der Meerenge von Kertsch lebten, die davon den Namen des Kimmerischen Bosporus führte; daß er hier den Okeanos durchschiffte und an einer ganz flachen, nur Weiden und Pappeln tragenden Küste landete; daß aber die Südküste des Asow'schen Meeres, nahe an der genannten Meerenge, sehr flach ist, so daß ich bei Atschujew am nördlichen Arm des Kuban nur mit Mühe und nach mehrfachem Aufstoßen des kleinen Bootes landen konnte, auch die eigentliche Uferstufe sehr niedrig war; daß ich ferner an diesem Arm einen dunklen Pappelhain mit hoher Laubdecke fand, der trefflich zu den dunklen Hainen der Proserpina paßte. Da nun in derselben Gegend, d. h. in der Halbinsel Taman, zahlreiche Schlammvulkane sich finden, und hier sich von Zeit zu Zeit Feuerfäulen erheben, außerdem aber Schlammströme anhaltend und zu Zeiten Naphtausgüsse sich zeigen, so schien es mir, daß aus dieser Gegend die Bilder genommen sind aus welchen Homer seinen Aufenthalt der Verstorbenen aufbaut, und daß die Schlünde der Schlammvulkane sehr natürlich die Vorstellung erregen konnten, daß durch sie die Geister aus der Unterwelt aufzusteigen vermögen.

Mit einem Worte, es kam mir darauf an, zu zeigen, daß die Bilder, die die Odyssee im zehnten und elften Buche verwendet, dem Schwarzen Meere entnommen sind, wobei ich nicht behaupten will, daß Homer diese Gegend selbst gekannt habe, vielmehr glauben möchte, daß er die Schilderung überkommen habe und deßhalb in der Entfernung der verschiedenen Länder Fehler begeht. Die Schlammvulkane haben da schon angehört, wo sich der dunkle Hain der Proserpina findet, doch sind sie nicht weit davon. Etwas stärker ist die Versetzung Mingreliens in die Nähe des Landes der Kimmerier. Aber auch die Abenteuer, welche Odysseus bestehen mußte, nachdem er von der Kirke Abschied genommen hatte, lassen sich viel natürlicher und der Dichtung gemäßer im Ausgange des Schwarzen Meeres und dem Bosporus finden, als in der Straße von Messina. Dort sind die Irrfelsen auch nach anderen Nachrichten der Griechen, dort sind heftige Strömungen und starke Strudel häufig. Wenn man diese Meerenge, d. h. die Skylla und Charybdis verlassen und die Dardanellen passirt hat, trifft man auf die kleine Insel

Imbros, welche entschieden drei Spitzen hat, zwei scharfe nach Osten und eine stumpfe nach Westen, und mit ansehnlichen Felsböden und fruchtbaren Triften versehen ist. Auf diese Insel würde der Name Thrinakia vortrefflich passen, da von der mittleren Höhe die ganze Form leicht übersehen wird und ihrer Kleinheit wegen es nicht auffallend war, sie bloß von den Rindern des Sonnengottes und zweien dienenden Nymphen bewohnt sein zu lassen. Als Odysseus die Insel Thrinakia verließ, wurde sein gebrechliches Fahrzeug zuvörderst durch einen westlichen und dann durch einen südlichen Wind fortgetrieben, und er kam wieder zu der Charybdis, was ganz auf den Hellespont und den Bosporus paßt. Blicken wir auf die Meerenge von Messina, so würde, wenn wir Thrinakia in Sicilien oder irgend einer westlichen Insel suchen, ein Westwind ihn zuvörderst allerdings der Meerenge zutreiben, aber ein Umschlag in den Südwind würde ihn an der Küste Calabriens hinaufgetrieben haben. Um aus der Meerenge zu kommen, würde er einen Nordwind gebraucht haben.

Ich find also, daß Bilder aus dem Schwarzen Meere, welche Homer auf irgend eine Weise erhalten hatte, von ihm in der Odyssee verwendet sind. Da aber der Anfang der Fahrten des Odysseus von Troja an sehr bestimmt in den östlichen Theil des Mittelmeeres verlegt ist, so entsteht die Frage: wie ließ ihn Homer ins Schwarze Meer kommen, ohne gleich anfangs den Bosporus zu passiren? Die Möglichkeit für ihn lag wohl darin, daß er über Thrakien und Scheria (auf Corfu gedeutet) hinaus sich offenes Meer dachte. Er nennt die Bewohner von Scheira geradezu die „letzten“ oder „äußersten“ Menschen. Nun war Odysseus, bevor er zu den Lastrygonen kam, bei Aeolus gewesen, dessen von Felsen und ehernen Mauern umgebene schwimmende Insel offenbar gar nicht localisirt werden kann. Dennoch muß man sie sich westlich von Ithaka denken, denn Aeolus, der im Anfange dem Odysseus günstig war, gab ihm ja einen förderlichen Westwind mit, der ihn in neun Tagen bis zur Ansicht von Ithaka brachte. Diese neuntägige Fahrt von Westen her mit ununterbrochen günstigem Winde läßt wohl erkennen, daß Homer von der Lage und Größe Italiens keine Vorstellung hatte. Daß er dem Odysseus außer dem Fahrwinde noch die stürmischen Winde in einem Schlauche mitgeben läßt, welche dann aus ihrer Gefangenschaft befreit, den Odysseus zu der Insel des Aeolus zurücktreiben, und daß Odysseus nun, ohne Kenntniß der Localitäten weiter ziehen muß, bis er auf die Bucht der Lastrygonen trifft, scheint anzudeuten, daß Homer über diese Gegenden eben nichts Bestimmtes anzugeben wußte, aber doch hier offenes Wasser voraussetzte. Auch mag er die Ostspitze von Thrakien und Scheria einander mehr genähert gedacht haben, als sie wirklich sind; doch verlohnt es sich kaum darüber ein Wort zu verlieren, da es nicht darauf

ankommt, zu zeigen, welche Geographie Homer absichtlich gelehrt habe, sondern wo die Originale der Bilder die er verwendet, zu finden sind. Deshalb habe ich auch gar keine Mühe darauf verwendet, die Landschaft der Kyklopen nachzuweisen, da von ihr nur gesagt wird, daß sie Höhlen als Wohnungen der Kyklopen enthielt, nebst großen beweglichen Felsblöcken zum Verschuß der ersteren, und daß eine kleine ziegenreiche Insel in der Nähe sich befand. — Daß die Insel des Aeolus vollständige Dichtung ist, fällt in die Augen. Auch habe ich ja mehrfach erklärt, daß „es mir ziemlich müßig scheint, die Reiseroute des Odysseus verzeichnen zu wollen.“ Mein Recensent erklärt auch: „alle Versuche, des Odysseus Abenteuer geographisch zu verzeichnen, sollten uns wohl gleichgültig lassen.“ Hierin also sind wir übereinstimmend. Doch füge ich zum obigen Satze hinzu: „Aber wenn man aus dieser Route erkennen will, von welchen Gegenden der Dichter Kenntniß hat, so stehe ich nicht an, zu behaupten, daß gerade die Kenntniß von den Küsten des Schwarzen Meeres aus den Bildern, die im zehnten, elften und zwölften Gesange vorkommen, deutlich hervorleuchtet, mögen ihm diese Bilder durch Griechen oder Phönicier zugekommen sein.“ Davin nun gehen unsere Meinungen ganz auseinander. Nach dem Recensenten scheint man gar nicht deuten zu dürfen. Alles ist, wie es ihm scheint, nur selbständige Schöpfung des Dichters. Ich will mich gar nicht auf die Philosophen berufen, welche der Meinung sind, daß alle unsere Vorstellungen ursprünglich auf Sinnesindrücken beruhen, sondern ich berufe mich nur auf die vielfach bearbeitete Geschichte der geographischen Kenntnisse. Für die Geschichte der Geographie sind die Gedichte Homers eine Hauptquelle, und für die Geschichte der alten Geographie ist das Werk von Mannert doch gewiß ein Hauptwerk. Mannert nun sucht ausführlich zu beweisen, daß Homer vom Schwarzen Meer nur einen Theil der Südküste kannte, die Nordküste aber gar nicht, und daß, wie auch schon Strabo zu seiner Zeit angibt, die früheren Griechen das Schwarze Meer nach Westen nicht abgeschlossen, sondern mit anderen Meeren in Verbindung sich dachten. Mannert behauptet sogar, Homer habe Jasons Fahrt nicht nach der Ostseite des Schwarzen Meeres gehen lassen, und es ist leicht nachweisbar, daß diese Ansichten Mannerts vielfach sich verbreitet haben. Ich behaupte dagegen, daß Homer die Nordküste bis ins Asow'sche Meer hinein und einen Theil der Ostküste des Schwarzen Meeres sehr gut kannte, weil die Bilder der Abenteuer des zehnten und elften Buches aus diesen Gegenden genommen sind, und daß ihm nur die Westküste völlig unbekannt war. Besonders hat der Besuch von Aischujew, die ganz flachen Ufer und der dunkle Haia der Proserpina an dieser Stelle, sowie die Gegend der Schlammvulkane etwas weiter westlich, einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Damit stimmt, daß die Griechen schon zu seiner Zeit von

Tauris (der Krym) einige Nachricht haben mußten, um Agamemnon's Tochter Iphigenia dorthin zu versetzen und dort der Ungastlichkeit der Taurier gegen Fremde Dienste leisten zu lassen.

Dagegen kann ich gar keinen Grund finden, dem Homer wenn auch eine noch so oberflächliche Kenntniß der Straße von Gibraltar zuzuschreiben. Diese gewaltigen Felsen, welche das Thor zwischen dem Mittelmeer und dem Ocean bilden, wären doch kaum unerwähnt geblieben, wenn es des Dichters Absicht gewesen wäre, seinen Helden da durchzuleiten. Es ist nur der Name des Okeanos, welcher zu jener Ansicht verleitet haben kann. Aber der Okeanos war nach der Vorstellung der alten Griechen gar nicht das Weltmeer, sondern ein immer strömender Fluß, der den Erdkreis umgibt und alle Meere mit Zuflüssen speist, ja, selbst den großen Flüssen die Ursprünge gibt.

Odysseus erreichte den Okeanos im Lande der Kimmerier. Was hat man für ein Recht, die Kimmerier aller Geschichte zuwider jenseits der Straße von Gibraltar zu suchen? — Ich spreche hierüber nachdrücklich in dem angeführten Buche, was ich hier nicht wiederholen möchte, will aber hier hinzufügen, daß mir vier Karten zur Versinnlichung der Fahrten des Odysseus bekannt sind, und daß sie alle vier ihren Helden über das ganze Mittelmeer hinweg durch die Straße von Gibraltar führen; daß eben deshalb die Kimmerier hinter dieselbe versetzt werden mußten und daß Kirke ganz in der Nähe ihre Insel haben muß.

Die erste dieser Karten ist die bekannte von J. G. Voss, die er der Originalausgabe seiner Uebersetzung der Odyssee beigegeben hat. Sie verkürzt und verschiebt Italien sehr stark nach Norden, um für die Fahrten des „herrlichen Dulders“ Raum zu schaffen, ist also eigentlich eine Karte, wie Homer sich das Mittelmeer gedacht haben soll. Griechenland ist hier in Verbindung mit dem übrigen vom Okeanos umflutheten Lande gezeichnet. Die zweite ist von Völker in seinem Buche über Homerische Geographie und Weltkunde. Auch diese Karte soll die Vorstellung Homers wiedergeben. Das Ostende und der Nordrand des Schwarzen Meeres fehlen ganz; ebenso hört die Zeichnung des Landes über Scheria auf. Man sieht also vorherrschend ein großes Meer. Aber die Straße für Skylla und Charybdis ist weit nach Westen versetzt und enthält die Insel Thrinakia, was aber die Schwierigkeit mit dieser Insel nicht hebt, da sie erst im offenen Meer erreicht sein soll, nachdem die Meerenge verlassen war. Die Kimmerier liegen aber noch weiter, jenseits des ringsförmigen Flusses Okeanos. Ein drittes Kärtchen ist im historischen Atlas von Löwenberg, welches ebenso die Vorstellung Homers von der Erdscheibe zu versinnlichen sucht, aber die Kimmerier ebenfalls an die Westgrenze setzt. Eine vierte Karte endlich findet sich im Atlas antiquus von Spruner, herausgegeben von Menke, Taf. I, in welcher

man die wahre Form der Länder beizubehalten gesucht, dabei aber nur die von Homer bestimmt erwähnten Küsten des östlichen Mittelmeeres ausgezeichnet und die Nord- und Ostküste des Schwarzen Meeres weggelassen hat. Dennoch muß auch hier Odysseus an die Westgrenze der Welttafel, also durch die Straße von Gibraltar, um zu den Kimmeriern, die außerhalb des Okeanos wohnen, zu gelangen. Den drei letzten Karten hat ohne Zweifel die erste als Leithammel gedient. Aber wo ist denn in der Odyssee irgend eine Nothigung zu finden, die Kimmerier weit nach Westen hin zu versetzen? Lassen wir sie da, wo sie später historisch nachgewiesen sind, so ist die Meerenge von Kertsch, wo die Strömung mit äußerst seltenen Unterbrechungen in das Schwarze Meer geht, doch wohl selbst der Okeanos, von dem Homer spricht, oder ein Arm desselben. Daß die Griechen damaliger Zeit ihre Ansicht vom Okeanos von den Phöniciern aufgenommen haben, da der Name selbst nicht griechischen, sondern semitischen Ursprungs sein soll, und daß die Phönicier diese Ansicht von der Strömung desselben wahrscheinlich aus dem persischen Meerbusen aufgenommen hatten, habe ich umständlich besprochen und mag ich hier nicht wiederholen. Wohl aber berufe ich mich darauf, daß der Okeanos hier geradezu ein Fluß (ποταμός) genannt wird, und Odysseus die Strömung hinabfährt.

Diese unmotivirte Versetzung der Kimmerier in den äußersten Westen reißt nun auch die Insel der Kirke nothwendig weit nach Westen, obgleich Homer ausdrücklich von ihr sagt, daß sie die Wohnung der Morgenröthe war. Das Land der Kimmerier soll nach etlichen Auslegern deswegen dunkel sein, weil die Sonne ins Meer taucht, bevor sie diese Gegend erreicht. Aber wie kommt denn die Morgenröthe dazu, ganz nahe an diesem Punkte des Untertauchens zu wohnen? Mir scheint es viel natürlicher anzunehmen, daß das Land der Kimmerier so weit nach Norden gedacht wurde, daß die Sonnenstrahlen es gar nicht erreichen konnten.

Man sieht, daß ich es nur für irrige Deutung halte, daß die, wenn auch erdichteten Fahrten des Odysseus so weit nach Westen gingen, daß ich gar keine Andeutung der Kenntniß von der Westhälfte des mittelländischen Meeres habe finden können, selbst von Italien nicht, wenigstens nicht als von einem großen Lande; daß ich dagegen die deutlichen Spuren einer Kenntniß der Nordküste des Schwarzen Meeres, der Krym und der Halbinsel Taman zu finden, nicht umhin kann. Das ist ein Stück aus der Geschichte der Menschheit, da es wahrscheinlich macht, daß zu Homers Zeit die Griechen schon das Schwarze Meer oft besucht hatten, die Westhälfte des Mittelmeeres aber nicht kannten, in welcher die Phönicier schon vor Homer viele Colonien angelegt hatten, und wo sie sogar bis zu den Cassiteriden gefahren waren. Mit der frühen Kenntniß

der Griechen von der Nordküste des Schwarzen Meeres stimmt es vollkommen, daß die klein-asiatischen Griechen, namentlich die Bürger von Milet, sehr früh Colonien in der Krym und an anderen Punkten der Nordküste anlegten, von denen einige im achten Jahrhundert vor Christo gegründet sein sollen, von anderen aber, die noch älter sein mögen, die Gründungszeit ganz unbekannt ist. Unterstützt wird diese Ansicht noch dadurch, daß, wie im folgenden Abschnitte besprochen wird, zur Zeit Herodots eine griechische Handelsniederlassung tief im Innern des Waldlandes vom jetzigen Mittelrußland bestand, welche nach Angabe dieses Autors ursprünglich von Griechen gestiftet war, aber zu seiner Zeit schon von einem Gemisch von Griechen und Skythen bewohnt wurde. Da dieser großen Niederlassung nothwendig länge eine Handelsbewegung der Griechen vorangegangen sein mußte, so ist kaum zu bezweifeln, daß schon zur Zeit Homers, oder sehr bald nach ihm die Griechen bis in diese Gegend vorgedrungen waren. In diesen Betrachtungen liegt meine Berechtigung über die Homerische Weltkenntniß zu sprechen, nicht in dem Bedürfnisse, den Fahrten des Odysseus, an die doch niemand ernstlich glauben wird, nachzuspüren. — Auch das kleine Kärtchen, das dem genannten Buche vorgedruckt ist, habe ich mir mehr abnothigen lassen, als es mir Bedürfniß war, die Reisen des „Dulbers“ zu versinnlichen. Ja, ich habe erhebliche Schwierigkeiten gefunden, das Kärtchen zu zeichnen, da ich die wirkliche Gestalt der Länder zu Grunde legen wollte. Da machten mir die geringe Entfernung der Wohnung der Kirke von dem Kimmerischen Bosporus und die Lage der Insel Ogygia viele Noth. Die letztere Insel sollte viel weiter nach Westen gerückt sein, wenn man auf den Rath der Kalyppo Rücksicht nimmt, das Gestirn der großen Bärin immer zur Linken zu haben, d. h. nach Osten zu segeln. Aber wie konnte Odysseus aus dem Bosporus auf seinem aus Kiel und Mast zusammengebundenen Fahrzeuge und nur mit den Händen rudierend, so weit kommen? Und wie konnte er auf einem Floß von der Kalyppo fahrend, mit wenigem Proviant Scheria erreichen?

II. Alter Handelsweg der Skythen des Schwarzen Meeres bis in das Innere Asiens. Nach Herodot.

Herodot gibt in seinem bekannten Geschichtswerke nicht nur eine genaue Schilderung des Landes und der Lebensart der pontischen Skythen, sondern beschreibt auch einen sehr merkwürdigen Handelsweg bis an ein hohes, unübersteigliches Gebirge. Ich habe denselben Gegenstand eine eigene Abhandlung in dem angeführten Buche gewidmet. Zuvörderst erörtere ich die Landesbeschreibung des alten Griechen. Sie ist für die damalige Zeit ausnehmend speciell und zum großen Theil von

auffallender Richtigkeit. Einige Angaben aber, namentlich in Bezug auf die Flußläufe, wollen zu unserer jetzigen Kenntniß nicht stimmen, obgleich andere sehr genau und richtig sind. Es bleibt nun die Frage offen, ob Herodot nicht die erhaltenen Nachrichten mißverstanden habe, oder ob Veränderungen eingetreten sind, welche eine Differenz von damals und jetzt erklären. Namentlich wäre es möglich, daß der Dnjepr, bevor er in der Gegend der Wasserfälle so tief sich eingeschnitten hatte als jetzt, vielleicht eine Abzweigung, einen linken Arm ins Aſow'sche Meer ergoß. Ich habe in meinem Aufsatze die Bewohner des russischen Reiches aufgefordert, gewisse Regionen in dieser Beziehung zu untersuchen. Da aber meine Anfragen und Aufgaben in anderen Ländern weniger Interesse haben können und ohne specielle Karten nicht einmal verständlich sein werden, halte ich es für überflüssig, an diesem Orte das Gesagte, wenn auch verkürzt, zu wiederholen. Ich gehe vielmehr zu dem erwähnten Handelswege über, da auch dieser mir ein Stück aus der Geschichte der Menschheit zu erläutern scheint.

Der Handelsweg, den Herodot in Buch IV. c. 21—25 zwar kurz, aber sehr kenntlich beschreibt, ist von den Historikern vielfach commentirt worden. Aber da erst neuerlich ein Theil dieser Gegenden, die er schließlich durchläuft, gehörig bekannt geworden ist, mußte man vielfach über ihn und über das Endziel im Zweifel bleiben. Insbesondere aber ist die Frucht, von der das zuletzt genannte Volk nach Herodot sich ernährt, und die er Pontikon nennt, nach meiner Meinung bisher nicht richtig gedeutet. Nach dem Vorgange von Heeren in seinen „Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt“ I. 2, erklärt man diese Frucht für die der Traubekirsche (*Prunus padus*). Allein wie könnte die Traubekirsche, die auch in Griechenland vorkommt, zu dem Namen Pontikon gelangen, der doch anzeigt, daß den Griechen die Kenntniß dieser Frucht über den Pontus zukam? Ferner, wie läßt es sich denken, daß ein Volksstamm, und sei er noch so klein, von dieser so hinfälligen und kleinen Frucht allein oder auch nur vorheerschend sich ernähren könnte? Und ganz unwahrscheinlich ist es, daß der Handel eine so herbe Frucht nach Griechenland gebracht hätte. Ferner sagt Herodot, daß diese Frucht, die er zu beschreiben sich veranlaßt sieht, von der Gestalt einer Bohne sei; und wenn die Griechen der Bohne ganz einfach erwähnen, so soll damit nach historisch-botanischen Untersuchungen die große Bohne, *Vicia Faba*, gemeint sein. Es scheint mir ganz undenkbar, daß Herodot die runde Frucht der Traubekirsche mit einer Bohne vergleichen konnte, obgleich ich wohl weiß, daß auch die Frucht der Traubekirsche in Sibirien größer wird, als bei uns und von dem Landvolke in mannigfaltigen Formen gegessen wird. Die Nachrichten, die Heeren hierüber vorfand, veranlaßten ihn zu der angegebene-

nen Deutung. Es gedeiht aber in den östlichen Steppengegenden eine andere Frucht, die viel mehr zu der Herodotischen Beschreibung paßt und wohl von ihm gemeint sein wird. Sie gehört einem Eleaster (Elaeagnus), der um einen steinigen Kern herum ein mehliges Fleisch ansetzt. Innerhalb der Kirgisensteppe trägt der dort wachsende Eleaster (Elaeagnus acutifolius) nur kleine Früchte mit wenigem Nahrungstoff. Aber weiter nach Süden, am Syr-Darja und Amur-Darja, sowie an allen Zuflüssen des Amu, wird ein Eleaster gebaut, der die Stärke eines tüchtigen Apfelbaumes erreicht und große, mehreiche, etwas süßliche Früchte trägt. Ob dieser künstlich gebaute Baum, den man auch Elaeagnus hortensis nennt, nur eine veredelte Varietät des gemeinen, kleineren, meist strauchartigen Eleasters ist, oder eine ursprünglich eigene Art, läßt sich jetzt nicht mehr entscheiden, da der Anbau der größeren Form, die von den Arabern bis nach Spanien versetzt wurde, jetzt sehr weit verbreitet ist in den dürren Ländern Mittelasiens, und der Anfang dieses Anbaues in die vorhistorische Zeit fällt. Diese Frucht wird eingetrocknet häufig als Speisevorrath von den Caravanen mitgenommen und gilt überhaupt für einen Ersatz der Datteln, ist auch unter diesem Namen von russischen Schriftstellern aus chinesischen Werken übersetzt. Diese Frucht wird in großen Massen centnerweise in Buchara und Chiwa verkauft. Man verpeißt sie nicht bloß getrocknet, sondern auch mit Milch angerührt und bereitet aus ihr einen sehr starken Branntwein. Nachrichten über sie, von Hrn. Lehmann in Buchara gesammelt, wo sie „Dshidda“ heißt, welche Benennung ich auch an der Ostküste des kaspischen Meeres für sie hörte, habe ich in der angeführten Schrift mitgetheilt. Sie wird auch in Transkaukasien gebaut; aber soviel ich erfahren konnte, findet sie sich in den östlichen Steppengegenden in einiger Ergiebigkeit und in guter Qualität erst am Syr-Darja. Bis hierher also werden wir wohl unseren skythischen Caravanenzug führen müssen. Da aber zugleich von Herodot angeführt wird, daß der letzte Volksstamm, zu dem man kam, am Fuße hoher und übersteiglicher Berge wohnte, so müssen wir schon etwas weiter bis an ein mächtiges Gebirge. Das nächste ist das Scheidegebirge zwischen dem niedrigen und dem hohen, sogenannten chinesischen Turkestan, das jetzt sich unabhängig gemacht hat und unter dem Namen Yarkand und Kaschgar einen besonderen Staat bildet. Das Scheidegebirge zwischen beiden Ländern ist sehr hoch und bietet nur wenige und schwierige Pässe. Der besuchteste derselben ist der Terak-Paß, in den man aus dem Chanate Chokand (dem alten Ferghana) über die Ortschaft Dsch an das Gebirge und über dasselbe, dem Laufe eines Flusses folgend, nach Yarkand kommen kann. Die Passage ist sehr schwierig, da man längere Zeit ohne Holz in sehr bedeutender Höhe sich befindet. An dieser Straße sieht man noch jetzt an

der westlichen Seite des Gebirges zwei größere Ruinen, von denen die eine von den Anwohnern „Thron des Salomo“ genannt wird. Da der alte alexandrinische Geograph Ptolemäus in diesen Gegenden, und zwar auf der Westseite eines nach dem Meridian verlaufenden Gebirges einen steinernen Thurm und einen Aufenthaltsort für Kaufleute anführt, und dabei bemerkt, daß die gegenüberliegenden Völker die Ueberschreitung des Gebirges nicht gestatteten, sondern die von Westen kommenden Kaufleute auf der Westseite anhielten, so daß nur einmal ein Kaufmann seine Diener, ohne Zweifel heimlich, weiter geschickt habe bis zu der Hauptstadt der Serer, so scheint es, daß schon zu Herodots Zeiten die östlichen Völker den Uebergang nicht erlaubten. Ganz unübersteiglich, wenigstens stellenweise, ist wohl kein Gebirge. Aber die östlichen Bewohner, welche Herodot Sissidonen nennt, werden diesen Paß wohl als unübersteiglich geschildert haben, oder der Paß war auch nicht passirbar wegen der räuberischen Bewohner der Höhen. Jetzt sind diese Bewohner Kirgisen, die von Zeit zu Zeit die Caravanenstraße so beunruhigen, daß der Verkehr ganz gehemmt wird. Ob hier die chinesische Herrschaft damals so weit ausgedehnt war, um die Abschließung als eine politische Maßregel zu bewirken, ist nicht mit Bestimmtheit zu behaupten. Die Argippäer, von denen Herodot sagt, daß sie für heilig gehalten wurden, und die er als kahlköpfig und flachnasig beschreibt, möchte ich für einen von den Ostländern vorgeschobenen Posten betrachten, der bestimmt war, die aus Westen ankommenden Waaren zu empfangen und weiter zu befördern. Die flachen Nasen lassen einen mongolischen Volksstamm vermuthen, und die Kahlheit der Köpfe eine Priesterkaste, welche unter den mongolischen Völkern, wie den Kalmücken u. s. w. den Kopf vollständig glatt geschoren trägt.

Es mag willkürlich scheinen, den Terek-Paß der Neuzeit mit dem Uebergange, dem steinernen Thurm von Ptolemäus und dem Sitz der Argippäer identisch zu halten. Allein man muß bedenken, daß wenn Naturverhältnisse irgend einen Punkt der Erde für irgend einen Zweck, also hier für eine Handelsverbindung der westlichen mit der östlichen Welt, begünstigen, diese Begünstigung auf alle Zeiten und auf alle Fälle wirkt. Dieser Paß geht über den Höhenzug, den man bisher Belur oder Bolor genannt hat, und dessen Existenz russische Geographen wegleugnen wollen. Jedoch mit Unrecht, wie ich glaube. Es ist nämlich durch russische geodätische Expeditionen außer Zweifel gesetzt, daß viele nach dem Parallel streichenden Gebirge bis in's Chanat Chokand und bis in das Gebiet von Samarkand sich verlängern. Zwischen diesen Gebirgen, sagen gewisse Berichte, finden sich Hochplateaux. Mir scheint diese ganze Berichtigung wesentlich darauf zu beruhen, daß man früher das Belurgebirge als abgrenzend für die Parallelgebirge zeichnete, daß

aber in der Wirklichkeit die letzteren über das Belurgebirge fortlaufen, denn eine Wasserscheide, und zwar eine continuirliche, zwischen dem ehemaligen chinesischen und dem jetzt russischen Turkestan nebst Chokand, ist doch augenscheinlich, und zwar so entschieden, daß kein einziger Fluß das Gebirge durchbricht, wie man zu sagen pflegt. Auch weiter nach Süden ist die trennende Höhe, mag man sie Pamir nennen oder wie man will, ganz unlängbar und sehr bedeutend. Nur ist der gesammte Verlauf nicht so nach dem Meridian gerade gestreckt, wie man ihn früher zeichnete.

Der Handelsweg von den pontischen Skythen und den Griechen bis zu diesem Pässe nahm einen großen Umweg nach Norden, berührte viele Völker und machte sieben Dolmetscher nöthig, wie Herodot sehr bestimmt angibt. Und da aus diesem Norden damals vorzüglich Pelzwerk gebracht wurde, so kann man nicht zweifeln, daß die Caravane die Absicht verfolgte, das hohe Mittelasien, wo die Kälte bedeutend und der Holzvorrath sehr gering ist, mit Pelzwerk zu versorgen. Was man von Ostern bezog, wird nicht gesagt. Später waren es vorzüglich die Seidenwaaaren, welche die Verbindung des fernen Ostens mit dem Westen immer wieder herstellten, wenn sie gestört worden waren. Man darf vermuthen, daß sie schon zu Herodots Zeiten diesen Weg gingen, da viel früher schon Seide in Palästina und Egypten bekannt geworden war.

Der Zug ging zuerst von den Küsten des Pontischen Meeres über den Don, dann durch das Land der Sauromaten, fünfzehn Tagereisen durch eine waldlose Steppe nach Norden, erreichte dann das baumreiche Land der Budiner, in deren Land ein großer See mit zahlreichen Bibern war. Ein größerer See dieser Art ist jetzt in den waldreichen Gegenden der Wolga nicht bekannt. Allein da bei Nishni-Nowgorod die Spuren eines großen, wahrscheinlich flachen Sees durch einen fast unüberwindlichen Morast, der sich weit nach Nordwest und mit einem kürzeren Arme nach Südwest erstreckt, zu erkennen sind, so kann man hierin wohl die Spuren des Bibersees vermuthen. Von den Budinern sagt Herodot, daß sie die einzigen „Phytrophagen“ dieser Gegend seien. Nach alten Scholiasten bezeichnete man damit Leute, die von den Früchten eines Pinusbaumes sich nährten, obgleich das Wort eigentlich „Läusefresser“ heißt. Es ist daher wahrscheinlich, daß schon damals die Früchte der sibirischen Ceder im mittleren Rußland gegessen wurden.

Im Lande der Budiner fand sich eine ganz aus Holz gebaute Stadt deren Herodot umständlich gedenkt. Diese Stadt, Gelonos genannt, war ursprünglich von hierher versetzten Griechen erbaut und bewohnt. Zur Zeit Herodots war daraus schon ein griechisch-skythisches Mischvolk entstanden. In der Stadt waren nicht nur viele Gebäude von Holz, sondern

auch griechische Tempel und andere Heiligthümer. Fährlich wurde das Bacchusfest nach griechischem Ritus gefeiert. Man kann kaum zweifeln, daß diese sogenannte Stadt eine Faktorei war, in welcher von den benachbarten Völkern, vielleicht auch von griechischen Jägern Pelzwerk eingesammelt wurde, wie solche Faktoreien auch in den Hudsonsbailändern angelegt worden sind. Daß der Handelsweg, statt gleich anfangs nach Osten zu gehen, nach Norden sich wendet, läßt kaum zweifeln, daß die Versorgung mit Pelzwerk ein Hauptzweck der Caravane war. Sa, man ging vom Lande der Budiner noch weiter nördlich, durch eine menschenleere Wüste und wendete sich dann nach Osten, zu den Thyssageten, das ja auch ein Jagdvolk war und das wir auf der Ostseite des Ural suchen müssen, da diese Wendung nach Osten besonders hervorgehoben wird. Neben den Thyssageten wohnten die Syrken, welche ihre Jagd auf besondere Weise ausübten. Sie kletterten auf einen Baum, nachdem sie vorher ein Pferd neben dem Baume hatten niederkauern lassen. Von dem Baume suchten sie dann ein Stück Wild zu erspähen und gaben demselben, wenn sie es erreichen konnten, einen Pfeilschuß; kletterten dann vom Baum herab und setzten mit dem Pferd dem angeschossenen Wilde nach. Herodot sagt, daß es solcher Bäume viele in ihrem Lande gab, und daraus haben viele Ausleger geschlossen, daß dieses ein Waldland gewesen sein müsse. Man muß aber doch ein Stubensitzer vom reinsten Wasser sein, um zu glauben, daß man in einem Walde auf solche Weise ein Thier erjagen könne. Mir scheint vielmehr, daß die Art der Jagd, welche Herodot so umständlich beschreibt, weil sie ihm wohl merkwürdig schien, ein ganz anderes Terrain nachweist, nämlich einen Steppenboden mit einzelnen Baumgruppen, vielleicht auch kleinen Waldpartien. Das mitgenommene Pferd, sowie auch ein Hund, den man bei sich hatte, machen es wahrscheinlich, daß man die Jagdthiere in offener Fläche verfolgte. Die Steppenthiere fliehen sehr rasch und kräftig in der Steppe fort, ohne eine schützende Waldfläche aufzusuchen. Die Barabinskische Steppe, östlich vom südlichen Ural, ist mit kleineren und größeren Baumgruppen, an den Grenzen sogar mit größeren Waldstrecken reichlich besetzt. Diese Baumgruppen bestehen oft nur aus drei bis vier Stämmen, wie Herr v. Middendorff in seiner ausführlichen Beschreibung dieser Steppe nachweist. Hier also suche ich die Syrken, an deren Namen man vielerlei Vermuthungen und Verbesserungen hat anbringen wollen. Ich erinnere nur, daß die früher genannte Provinz Yarkand in älteren russischen Schriften auch Terkand und Terken genannt wird. Bei der schwankenden Aussprache der türkischen Vocale möchte ich daher in jenen Syrken denselben Grundlaut vermuthen, wie in dem heutigen Yarkand, das auch häufig Yarkend genannt wird. Warum dieser Name jetzt vorherrschend auf das hohe Turkestan be-

schränkt wird, weiß ich nicht zu bestimmen. Auf die Syrken ging der Handelszug noch zu einem Stamm der Skythen. Bis dahin war ebener und tiefer Boden, wie Herodot ausdrücklich sagt. Man scheint also durch eine der Lücken, die im Uralgebirge sich finden, hindurchgegangen zu sein, am wahrscheinlichsten wohl bei Zekaterinenburg. Von den letzten Skythen an war der Boden steinig und rauh, und nachdem man längere Zeit auf diesem Boden fortgegangen war, kam man ans Ziel der Reise, zu den Argippäern. Da alle diese Angaben nicht nur in gutem Zusammenhange, sondern in Uebereinstimmung mit den Naturverhältnissen der durchzogenen Länder sind, so scheint mir der ganze Zug sehr sicher verzeichnet werden zu können und unzweifelhaft, daß das Mitbringen von vielem Pelzwerk eine Hauptaufgabe des Zuges war. Dieses Pelzwerk verbrauchten aber die Argippäer der Westseite des Gebirges nicht allein, sondern es war bestimmt, weiter nach Osten verführt zu werden. Dagegen wird man wohl östliche Produkte, vorzüglich Seide, eingetauscht haben. Diese Argippäer scheinen nämlich nicht ein ganzes Volk gewesen zu sein, welches sich wohl nicht im Rufe der Heiligkeit erhalten haben würde, sondern nur in einem vorgeschobenen Posten (wahrscheinlich von Priestern) bestanden zu haben, der vielleicht auch den Uebergang über das Gebirge von westlicher Seite her verwehren sollte. Jedenfalls ist es unwahrscheinlich, daß man einen so weiten Umweg durch Pelzländer gemacht habe, um nur die Argippäer damit zu versorgen. Das Bedürfniß nach Pelzen war aber, wie gesagt, im hohen Mittelasien von jeher sehr groß wegen der andauernden Kälte und des Holzmangels dieser Länder.

III. Wo ist Ophir zu suchen?

Jedermann kennt die Erzählung der Bibel, daß Salomo mit Hilfe des Königs Hiram von Tyrus eine Flotte ausgesendet habe, um aus dem Lande Ophir Gold zu holen, und daß diese Flotte nach drei Jahren nicht weniger als 420 Kikkar (Centner, Talente) Gold zurückgebracht habe. Man hat nun dieses Land Ophir in allen Weltgegenden gesucht und es sind, wie schon Tychsen sagt, mehr Auflösungen dieser Fragen versucht, als für irgend ein anderes Object der hebräischen Urkunden. Ich habe mehrere dieser Deutungen ausführlich oder in abgekürzten Relationen kennen gelernt, und es schien mir, daß die meisten durch irgend eine Kleinigkeit, namentlich eine Wortähnlichkeit, bestimmt, diese Gegend nahe an Phönicien suchen zu müssen glaubten, wenn sie nicht etwa wie alte, ganz extravagante Deutungen die salomonische Flotte bis nach Amerika gehen ließen. Der längere Verkehr mit einem Volke, welches ohne nautische Kenntnisse, ohne Seekarten, ja, zum Theil noch jetzt ohne Schreibe-

kunst weite und kühne Seefahrten unternimmt, hatte in mir den Gedanken erweckt, daß man nicht nöthig hat, die Fahrten der Phönicië in den östlichen Meeren sich sehr beschränkt zu denken. Nach Herodots Erkundigungen, die er in Phönicië und bei den Persern angestellt hatte, waren die Phönicië ursprünglich am persischen Meerbusen ansäßig. Strabo spricht dieselbe Ueberzeugung aus, doch weniger umständlich. Ich weiß wohl, daß Movers dieser Angabe widerspricht; aber seine Gründe, die ich anführe, sind durchaus nicht überzeugend. Aus dem persischen Meerbusen war durch die Beständigkeit der Monsuns, auch wenn man nur den Küsten folgte, eine Fahrt nach Ceylon sehr natürlich und einfach. Ich habe sogar eine historisch beglaubigte Fahrt angeführt, in der ein Schiff ohne den Willen des Führers nur durch die Winde in kurzer Zeit von einer Küste Arabiens nach Ceylon getrieben wurde. In einer anderen Jahreszeit war die Schifffahrt an der Küste von Afrika begünstigt.

Außer Gold wurden noch manche andere glänzende oder sonst werthvolle Gegenstände mitgebracht: Pfauen, Elfenbein, ein werthvolles Holz, das Luther fälschlich mit Ebenholz übersezt hat, das aber ein Sandelholz, wovon es mehrere Arten gibt, gewesen sein muß. Diese Gegenstände sind in dem Berichte des ersten Buches der Könige mit Namen bezeichnet, welche gar nicht hebräisch sind, deswegen auch bei der Uebersetzung der hebräischen Schriften ins Griechische zuerst gar nicht verstanden wurden. Diese Namen lassen sich von der Sanskritsprache, wie der berühmte Sanskritist Lassen nachgewiesen hat, ableiten. Ob sie ursprünglich sanskritisch sind, bleibt noch fraglich. Jedenfalls aber müssen alle Versuche, die Localität von Dphir in Spanien, Armenien, Cilicien, Arabien oder Afrika zu suchen, abgewiesen werden. Dphir kan nur der indischen Welt angehört haben. Allerdings können wir uns bei Ceylon auch nicht beruhigen.

Es ist nämlich die Angabe über die mitgebrachte Quantität Gold ungemein hoch. Ein hebräischer Kikkar betrug nach Böckh $87\frac{3}{4}$ Zollpfund. Berechnet man darnach den Werth des Goldes nach dem jetzigen Cours, so würde das mitgebrachte Quantum, auch wenn man nicht reines, sondern nur feines, d. h. wenig gemischtes Gold voraussetzt, 13 Millionen Thaler betragen (wenn man $\frac{1}{10}$ Beimischung annimmt). Allerdings scheint im hohen Alterthume bei den Völkern mit Handel und Industrie das Gold einen etwas geringeren Handelswerth gehabt zu haben, weil die Gewinne aus den Goldwäschen jeglicher Art bei der ersten Benutzung derselben reichlicher ausfallen, als später. Es ist aber wahrscheinlich, daß als Gewicht des Kikkar nur die Hälfte von Böckhs Berechnung anzunehmen ist. Denn Böckh konnte seine Berechnung nur auf die Angabe einer Abgabe für den Tempel gründen. Böckh selbst hat aber für die

kleineren Gewichte nachgewiesen, daß sie für das Heiligthum, d. h. den Tempel und den Gottesdienst, doppelt so hoch gefordert wurden, als für den gewöhnlichen Verkehr. Es war also eine Errungenschaft der Priester, daß in dem Verhältniß zu ihnen und dem Tempel ein Gewicht unter dem gangbaren Namen doppelt geleistet werden mußte. Hiernach finde ich wahrscheinlich, daß das mitgebrachte Gold, welches in die königliche Schatzkammer abgeliefert werden mußte, da vieles davon gar nicht für den Tempel verwendet wurde, sondern zur Ausschmückung der Paläste des Königs und seiner Leibwache diente, auch nur nach dem einfachen gangbaren Kiffar, d. h. nach der Hälfte des Heiligen, abgewogen wurde. Darnach würde der Werth des mitgebrachten Goldes nur $6\frac{1}{2}$ Millionen Thaler betragen oder nach Gewicht 16,500 Zoltpfund. Das ist immer noch eine außerordentliche große Quantität. Aber ich finde keinen Grund, die Angabe des Gewichtes vollkommen in Zweifel zu ziehen; denn das Gold mußte doch abgeliefert und bei der Gelegenheit gewogen werden; und das Buch der Könige beruft sich oft auf vollständigere Reichsannalen, die doch bei der Abfassung derselben vorhanden gewesen sein müssen. Es giebt aber auch Nachrichten von der Verwendung des Goldes zur Bekleidung des Tempels, zu allerlei Utenfilken im Hause des Königs, ja sogar zu goldenen Platten, mit denen die Schilde der Leibwache bedeckt wurden. Ich muß es den Hebräisten überlassen, zu entscheiden, ob die Buchstaben, mit denen man damals die Zahlen ausdrückte, vielleicht absichtslos oder mit Absicht in den späteren Abschriften verändert sein mögen. So lange dergleichen nicht nachgewiesen oder auch nur wahrscheinlich gemacht ist, muß man versuchen, mit den angegebenen Zahlen auszukommen.

Ich spreche nun zuvörderst die Ueberzeugung aus, daß die Israeliten diese Quantität Gold nicht durch Handel erworben haben, da sie, soweit die historischen Nachrichten reichen, nur landwirthschaftliche Producte erzielten, auch wohl einige Balsame, aber nicht solche glänzende Dinge verfertigten, mit denen man bei einem fernen, einfachen Volke den Handel eröffnet und unterhält. Sie konnten freilich von den Phönicern prächtige Färbereien und anziehende Arbeiten in Bronze und anderen Metallen erhalten. Allein diese hätten sie doch bezahlen müssen, und dabei konnten sie wohl nicht auf die Summe von $6\frac{1}{2}$ Millionen kommen. Es ist viel wahrscheinlicher, daß sie das Gold selbst sammelten. Dazu mußte es in sehr reichlichem Maße vorhanden sein, von den Bewohnern aber nicht nach langer Ausbeutung als ihr Eigenthum betrachtet werden. Es mußte ferner ein solches Goldfeld nahe an der Küste sein, sonst hätten die Israeliten und Phönicier nicht wagen können, bis dahin zu fahren. Aus dem letzteren Grunde kann ich Lessens jetzt am allgemeinsten angenommenen Meinung auch nicht beistimmen, daß von der Mündung des

Indus das Geld geholt wurde; denn der Indus ist zwar goldreich an seinen oberen, vom Gebirge kommenden Zuflüssen, hat aber in seinem unteren Laufe gar kein Gold. Sollte das Volk der Abhiren das Gold vom Norden her mitgenommen haben, so bildete es einen Besitz und konnte nur durch Tausch erworben werden. Aber gerade die Abhiren, selbst ein Hirtenvolk, werden auf landwirthschaftliche Erzeugnisse wohl wenig Werth gelegt haben. Ceylon kann das Goldland auch wohl nicht gewesen sein, da in Ceylon jetzt außerordentlich spärlich Gold in den Flüssen sich findet, so, daß man es gar nicht zu gewinnen sucht, auch ältere Nachrichten von Ceylon, die zwar nicht bis zu Salomo hinauf, aber doch bis einige Jahrhunderte vor Christi Geburt reichen, des Goldreichthums nicht erwähnen.

Befragt man nun die Geschichte der Goldgewinnung, so findet man, je weiter man zurückgeht, daß um so mehr das Gold nicht bergmännisch, sondern durch Waschen aus sogenannten Goldsandten oder aus dem Bodensatz der Flüsse gewonnen wird. Die rascheste Goldgewinnung einzelner Herrscher von größeren oder kleineren Distrikten, wovon ich einige Beispiele angeführt habe, scheint immer Waschgold aus den Flüssen nachzuweisen. Die Flüsse reißen aus den Gebirgen die kleinen Goldpartikeln los und lassen sie liegen, wo die Strömung geringer wird. Ist nun der Uebergang von einem starken Gefälle zu einem schwachen sehr rasch, so ist die Ablagerungsstelle eine beschränkte. Die größeren Körner bleiben früher liegen, die kleineren Partikel werden weitergeführt. Kommt man nun an einen solchen Fluß, der wenig oder gar nicht ausgebeutet ist, so kann man das Resultat von Jahrtausende hindurchgehender Arbeit des Flusses aufgehäuft finden und kann, obgleich immer Schlamm und Erde weggewaschen werden müssen, eine sehr reiche Ausbeute erzielen. Sucht man nach diesem Gesichtspunkte und nach der jetzigen Kenntniß der Goldproduktion die Gegenden auf, in denen die Salomonisch-Hiramische Flotte Gold waschen konnte, so muß man zuerst an der malabarischen Küste, d. h. an der Westküste Vorderindiens, und zwar nahe an der Südspitze der Halbinsel Halt machen. Der kleine Fluß Nilambur oder Beppur, der sich von den Höhen der Nilgherri herabstürzt, läßt unterhalb dieser Senkung noch jetzt in ansehnlicher Menge Gold gewinnen, und muß in einer entlegenen Vorzeit sehr viel mehr geliefert haben. Dazu kommt, daß die fremden Namen, die man den mitgebrachten Gegenständen gab, noch mehr der tamulischen Sprache, die in diesen südlichen Gegenden noch jetzt gesprochen wird, als der sanskritischen anzugehören scheinen, und daß die letztere die entsprechenden Wörter aus dem Tamulischen genommen haben wird, da manche Gegenstände, namentlich das Sandelholz, im Norden Indiens gar nicht vorkommen. Doch finde ich es ganz unwahrscheinlich, daß die Bewohner dieser Südspitze

Indiens noch so wenig Eigenthumsrecht an der Goldmasse beanspruchten, um den Fremden selbst das Goldsammeln zu lassen, da doch in ganz Indien schon sehr früh cultivirte Zustände sich entwickelt zu haben scheinen. Von den Einwohnern gesammeltes Gold hätten die Fremden offenbar ersezen müssen; aber womit? — Es ist ja vom Werthe einiger Millionen die Rede, nicht von Hunderten.

Dagegen finden wir in Malakka ein goldreiches Land, dessen Flüsse, nachdem sie von den Bergen geströmt sind, nur einen ganz kurzen Verlauf in der Ebene haben, besonders an der Südwestseite, so daß die fremden Schiffe sehr leicht bis an die goldreichen Stellen nahe am Fuße des Gebirges kommen konnten. Ferner ist diese Halbinsel, gleich nachdem sie den späteren Völkern des Westens bekannt geworden war, die goldene Halbinsel, aurea chersonesus bei den Kateinern oder chryse bei den Griechen genannt worden. Ueberdies sagt der jüdische Schriftsteller Josephus ausdrücklich: Ophir sei eine Gegend Indiens, die ehemals Sophir und zu seiner Zeit (im ersten Jahrhundert nach Christo) das Goldland ($\chi\rho\sigma\sigma\eta\ \gamma\eta$) genannt war. Sophir ist die Benennung, welche mit mancherlei Variationen in der Septuaginta und sonst in alten hebräischen Schriften vorkommt. Ferner ist Malakka höchst wahrscheinlich sehr spät erst von mehr vorgeschrittenen Völkern besucht worden, da die indo-chinesischen Völker allen Angaben nach nur langsam von Nordosten nach Westen und Süden vorschritten. Man muß daher glauben, daß die ganz rohen Ureinwohner, die noch jetzt in kleinen Gesellschaften in den inneren Höhen von Malakka ansäßig sind, zur Zeit Salomo's die einzigen Bewohner waren. Indem ich nur Malakka nenne, will ich Sumátra nicht ausschließen, denn Ptolemäus Localitätsangaben und die Karten, die darnach gezeichnet sind, lassen vermuthen, daß man Sumátra nicht getrennt habe von Malakka, und in diesen Gegenden hat sich Ptolemäus wohl vorherrschend auf phöniciſche Angaben und Karten gestützt, die uns leider nicht erhalten sind. Die Gestalt, welche Hinterindien auf den Ptolemäischen Karten erhält, ist auffallend naturgetreu und viel richtiger als die von Borderindien. Nur Malakka selbst — aurea chersonesus — ist plump und falsch. Eben deshalb kann man vermuthen, daß Sumátra nicht getrennt gedacht wurde. Auch hört der regelmäßige Monsun auf, wo die Straße von Malakka eng wird. Es ist sehr möglich, daß die Phönicier nicht weiter gingen. Hinter Malakka aber werden die Vorstellungen von Ptolemäus sehr unrichtig, da er sehr verschiedene Punkte, die man auf einzelnen Handelsfahrten erreicht hatte, durch eine fortlaufende Küste sich vereinigt denkt. — Nun aber ist der Besuch von Malakka oder Sumátra vom persischen Meerbusen aus allerdings nicht so einfach und natürlich, wie die Fahrten bis Ceylon; denn man mußte, um dahin zu gelangen, durch offenes Meer fahren, konnte

aber freilich mit demselben Monsun, mit dem man gekommen war, diese Fahrt ausführen, wenn man nur die Richtung kannte, die man zu nehmen hatte. Dazu aber gehörte eine besondere Veranlassung. Diese konnte leicht gegeben werden durch die sehr reichen und oberflächlich liegenden Zinnfunde. Hatten die Phönicië in den südlichen Ländern Vorderindiens oder in Ceylon erfahren, daß gerade nach Osten ein reichlicher Vorrath von Zinn zu erhalten war, so war es für ein seefahrendes Volk eine natürliche Aufgabe, sich in dieses Land führen zu lassen; denn das Zinn war ein nothwendiges Ingrediens der Bronze, deren Erfindung allem Anscheine nach im östlichen Asien, vielleicht sogar in China gemacht war. Schon die erste Insel, auf die man von Vorderindien aus stößt, jetzt Sunk-Ceylon genannt, hat unerschöpflichen Vorrath an Zinn und sehr oberflächlich, wie denn auch in unsern Tagen die größere Hälfte alles verkäuflichen Zinnes von den kleinen Inseln Banka und Billiton kommt, die an dem entgegengesetzten, nämlich östlichen Ende von Malakka liegen. Die Bronze ist der westlichen Welt und namentlich den Ländern am mittelländischen Meere schon sehr früh bekannt gewesen, viel früher, als die Phönicië an die Cassiterischen Inseln kamen. Um das Jahr 1100 v. Chr. stifteten die Phönicië die Niederlassungen Gadir (das spätere Cadix) in Spanien, und Utica an der Nordküste von Afrika. Es ist nicht wohl glaublich, daß sie vor Anlegung dieser Station weit im Atlantischen Meere eine andauernde Grubenarbeit sollten ausgeführt haben, und da die Gründung beider Colonien fast gleichzeitig war, muß man vermuthen, daß dazu eine Veranlassung bestanden habe. Eine solche mochte die Auffindung des Zinnandes in Cornwallis gegeben haben. Es ist durchaus nicht bekannt, von wo sie früher das Zinn zur Bronze beziehen konnten. Das Kupfer, das in größerer Menge in der Bronze enthalten ist, findet sich sehr weit verbreitet und gewöhnlich in ansehnlicher Menge. Das Zinn aber findet sich in Europa reichlich nur am westlichsten Rande dieses Welttheiles, von Cornwallis über die westlichen Spigen von Bretagne bis zum spanischen Gallicien. Es findet sich ferner in geringer Menge im Erzgebirge. Es ist aber sehr unwahrscheinlich, daß die Phönicië soweit in das Innere des Festlandes Verbindungen haben konnten. Weiter nach Osten findet sich Zinn im Bezirke von Mevar, im Innern von Vorderindien. Aber ob es von hier bis an die Küsten verbreitet wurde, ist auch zweifelhaft, da wenigstens in der Zeit von Alexandriens Handel das Zinn von Europa nach Indien gebracht wurde. Es ist außerdem noch bei Strabo die Nachricht zu finden, daß die Drangen oder Drangianer, die man am Nordrande Persiens suchen muß, mit Zinn handelten. Wo aber die Lagerstätte dieses Zinnes war, ist bisher unbekannt geblieben, außer daß der englische Reisende Burnes mit kurzen Worten sagt, nördlich vom Hindukuh

komme Zinn vor. Ich habe mich bemüht, durch neuere russische Unternehmungen in das Gebiet des Amu-Darja Erkundigungen einzuziehen, ob man an den oberen Zuflüssen dieses Stromes von einem Vorkommen dieses Zinnes etwas weiß. Die Nachrichten darüber können aber erst nach Verlauf eines Jahres einlaufen. — Es ist aber ferner weit im Osten, durch ganz Malakka, dem größeren Theil von Hinterindien und einem großen Theil von China ein weitverbreitetes Vorkommen von diesem Metall, und in Malakka könnte diese Zinnregion von Phöniciern am leichtesten benutzt worden sein. Kamen die Phönicier hierher, so werden sie wohl ihre Reisen wiederholt haben und konnten leicht erfahren, daß die Flüsse in Malakka Gold führen. Sie mochten wohl auch die nächsten darauf untersucht haben; denn das Gold aus Ophir war schon sehr früh in Aegypten und Palästina bekannt. Es wird schon in den Mosaischen Schriften erwähnt. Nachdem die Phönicier aber in Spanien sehr reiche Goldgruben, sehr viel und zum Theil schon verarbeitetes Silber gefunden, auch im westlichsten Theile des Landes Zinn entdeckt hatten, mußte ihr Verkehr mit Malakka sehr abnehmen. Nun denke man sich die Zeit Salomos um das Jahr 1000 v. Chr. Die Phönicier hatten nicht nur viel Gold, sondern insbesondere so viel Silber heimgebracht, daß der Werth des letzteren gegen Gold so sehr sank, wie nie vorher und nachher. Der prachtliebende Salomo mochte wünschen an diesem Gewinn Theil zu haben, aber nach Spanien durfte ihn Hiram wohl nicht führen. Die Phönicischen Herrscher, die in den biblischen Berichten Könige genannt werden, waren durchaus nicht unumschränkt. Sie hatten vielmehr die allgemeinen Interessen zu wahren und blieben einem ihnen beigegebenen Rathe verantwortlich. Aber nach dem fernen Goldlande, das man mehr oder weniger aus den Augen verloren hatte, wollte er seine Schiffe wohl führen lassen. Dazu gab die Erweiterung des jüdischen Landes bis zur östlichen Spitze des Rothen Meeres die schönste Gelegenheit. Hier wurden für die Israeliten Schiffe gebaut und phönicische Schiffer dahin beordert. Daß die Flotte erst nach drei Jahren wiederkam, läßt schon vermuthen, daß man weit ging. Auch lassen die Monsuns, wenn sie auch eine weite Reise begünstigen, nicht eher zurückkehren, als bis der entgegengesetzte Monsun eingetreten ist. Ferner läßt sich keineswegs behaupten, daß aus dem nördlichen Ende des Rothen Meeres anhaltend ein Verkehr nach Hinterindien gegangen wäre. Es sind die Fahrten auf Segelschiffen im Rothen Meere sehr beschwerlich und zeitraubend. Aber vom persischen Meerbusen aus ist die Verbindung leicht und scheint lange unterhalten zu sein.

Eine Schwierigkeit bleibt aber noch zu heben. In Malakka hat, soviel man weiß, niemals die tamulische Sprache geherrscht. Allein seit vorhistorischer Zeit haben sich die Tamulen in Ceylon neben den Singa-

lesen niedergelassen und sie bewohnen größtentheils die nordwestliche Gegend. Da sie rühriger und handelslustiger als die Singalesen sind, so herrscht ihre Sprache im Handelsverkehr vor und Emmerson Tennent, ein ehemaliger Gouverneur der Insel Ceylon, der sich vielfach um die allseitige Kenntniß dieser Insel bemüht hat, versichert, daß man noch jetzt in Ceylon dieselben Gegenstände, die in den biblischen Schriften die nichthebräischen Namen haben, ganz unter denselben Benennungen kaufen kann. Diese Versicherung, auf die man, wie es scheint, sich verlassen kann, hat mich besonders zu der Schlußansicht geführt, daß die Phönicier die Israeliten zuvörderst nach Ceylon brachten, wo sie die tamulischen Benennungen für die mitgebrachten Gegenstände erfuhren, und daß sie, da Ceylon selbst kein Gold liefert, weiter nach Malakka gingen. Auch kommen in den hebräischen Nachrichten zwei sehr scharf geschiedene Vertlichkeiten vor, Tarsis und Ophir. Beide liegen aber auf demselben Wege, und da Ophir das Ziel war, so liegt die Vermuthung nahe, daß mit dem Namen Tarsis Ceylon bezeichnet wurde, wie auch zuletzt das südwestliche Spanien.

Da man ohne Zweifel großes Bedenken in der weiten Entfernung von Malakka finden wird, habe ich in dem Schlußkapitel noch eine Aufzählung von weiten Reisen ohne Compaß und überhaupt mit geringen Mitteln gegeben, von denen mehrere, namentlich die Reisen der Isländer, viel schwieriger waren, als eine Reise nach Malakka, und doch Jahrhunderte lang fortgesetzt wurden. Mir scheint also nach dem Gesagten, daß, was in dem angeführten Buche ausführlicher auseinandergesetzt ist, für Ophir nur ein Distrikt an der Küste Malabar oder in Malakka (mit Inbegriff von Sumátra) angenommen werden kann, und daß bei der vorgeschrittenen Cultur in Vorderindien Malakka mehr Wahrscheinlichkeit hat.

Ich habe in der That geglaubt, mir Dank bei den Historikern oder sonstigen Deutern der Berichte über die Fahrt nach Ophir zu erwerben, indem ich darauf aufmerksam mache, welche naturhistorische und nautische Verhältnisse dabei zu berücksichtigen sind. Nach Hrn. Kr. scheint es, daß ich diese Absicht durchaus nicht erreicht habe. Er schließt seine Kritik mit den Worten: „Der Verfasser steht vielfach auf einem ihm fremden Gebiete und hat deshalb trotz des gelehrten, so umfangreichen Apparates, der von seinem ersten Streben, sich überall zu orientiren, zeugt, nicht die entsprechenden Früchte ernten können.“ Es scheint daher, daß der Kritiker sicherer die Lage von Ophir nachzuweisen im Stande ist, und ich muß nur bedauern, daß er seine Kenntniß oder Erkenntniß nicht mitgetheilt hat. Ich hätte dann gern geprüft, ob sie den naturhistorischen Erfordernissen genügt. Allerdings habe ich nur „Combinationen“ gegeben, die ich der Beurtheilung vorlege, sonst hätte ich ja nur

sagen können, Ophir liegt da oder dort, unter diesem oder jenem Grade der Länge und der Breite. Ueberall glaube ich die Gründe für meine Combinationen angegeben zu haben, und die Prüfung derselben wäre mir wünschenswerth. Noch jetzt möchte ich dazu auffordern, daß Personen, die zu dem Castell Malakka kommen, die Bausteine desselben genau besichtigen mögen, — der portugisische Admiral Albuquerque, der dieses Castell erbauen ließ, hat es zum Theil oder ganz aus schon behauenen Steinen aufführen lassen, die man in der Nähe fand und die weder von den rohen Ureinwohnern noch von den später eingewanderten Malayen stammten, sondern von einem unbekanntem Volke, — ob sie nicht irgend etwas Phönicißches zu erkennen geben mögen. Wie wenig ich die feste Ueberzeugung hatte, daß ich die Frage über Ophir für immer gelöst halte, kann, wie ich glaube, der folgende Abschnitt der Vorrede nachweisen: „Irgend eine Entdeckung, gleichviel von welcher Seite sie käme, könnte noch ein anderes Ophir nachweisen. Allein die leitenden Ideen, denen ich gefolgt bin, erstens, daß das viele Gold, welches die Ophirfahrt zurückbrachte, nicht durch Handel erworben sein kann, zweitens, daß die Israeliten mit Hilfe der Phönicißer das Gold selbst gesammelt haben, und daß sie also in einem damals sehr goldreichen Lande gewesen sein müssen, wenn die Angaben der Bibel irgend zuverlässig sind, werden doch wohl ihre Geltung behalten.“ Hiervon hat der Recensent wieder nur den ersten Satz aufgenommen, der seine Bedeutung doch wohl nur in dem folgenden hat.

Ueberhaupt scheint es, daß die Zurnthung, naturhistorische Verhältnisse zu berücksichtigen, den Recensenten verstimmt hat. Ich habe von den letzteren allerdings zuweilen ausführlich gesprochen, namentlich von den Ergebnissen der Goldwäschen, weil es mir schien, daß die Hebraïsten nur zu leicht auf irgend eine Gegend hinweisen und es gar nicht zu fühlen scheinen, daß für diese Quantität Gold, die durch eine einzige Expedition gewonnen sein soll, ganz besondere Verhältnisse bestanden haben müssen, vorausgesetzt, daß die mitgebrachte Quantität des Goldes völlig zuverlässig ist. Ob aber in dieser Angabe vielleicht durch spätere Abschreiber, sei es aus Versehen oder mit Absicht, eine Vergrößerung stattgefunden haben mag, muß ich zu entscheiden ganz den Bibelforschern überlassen.

Die Naturforscher sind in der Regel sehr erfreut, wenn ihnen von Sprachforschern oder Historikern aus Schriftstellern des Alterthums frühere Verbreitung oder Versehung oder auch nur früher herrschende Ansichten von Thier und Pflanze geboten werden, wie noch neuerlich das interessante Buch von Victor Hehn: „Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien

und in das übrige Europa" allgemeine und freundige Zustimmung erhalten hat. Die Hellenisten aber scheinen durch die Zumuthung verlegt zu werden, Naturverhältnisse zu berücksichtigen.

Mit geographischen Verhältnissen habe ich mich ziemlich viel beschäftigt. Ich müßte sehr bedauern, dadurch gar keine Berechtigung erhalten zu haben, historisch-geographische Fragen zu erörtern, namentlich einem Manne gegenüber, dem Gründe noch weniger Werth zu haben scheinen als Brombeeren — mit Falstaff zu reden.

